Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Heimatschutz trotz allem
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HEIMATSCHUTZ
trotz allem

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Anfangs Oktober richtete der Bundesrat eine Botschaft mit dem Entwurf zu einem Bundesbeschluß betreffend Förderung der Denkmalpflege durch den Bund an die eidgenössischen Räte. Die Betreuung wertvoller alter Bauten soll zwar nach wie vor Aufgabe der Kantone bleiben, der Bund will aber in vermehrtem Maße Beiträge leisten. Dafür soll im Budget jährlich ein Kredit von einer Million Franken vorgesehen werden.

Im Hinblick auf den vorgesehenen Bundesbeschluß ist es vielleicht angezeigt, so etwas wie eine Standortsbestimmung des Heimatschutzes zu versuchen. Ich tue dies auf eigene Rechnung und Gefahr, nicht als Mitglied der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, sondern als Außenstehender.

Heute, nachdem der Heimatschutz über ein halbes Jahrhundert besteht, kann man feststellen, daß diese Bewegung einen ungeheuren Einfluß ausgeübt hat und immer noch ausübt. Der Heimatschutz hat sehr viel Gutes und einiges sehr Schlechtes bewirkt. Wie zur Zeit seiner Gründung stößt er immer noch auf begeisterte Zustimmung und scharfe Ablehnung. So gibt es zum Beispiel einzelne Architekten, die man nicht mehr beleidigen könnte, als wenn man sie Heimatschützler nennen würde.

So wie es ein schwieriges Unterfangen ist, den Charakter eines Menschen auf wenige Wesenszüge zurückzuführen, so ist es auch nicht leicht, eine lebendige Bewegung wie den Heimatschutz zu analysieren.

Vielleicht lassen sich vier Quellen feststellen, aus denen der Heimatschutz gespiesen wird: Begeisterung für die Schönheit, Interesse an der Tradition, Liebe zum Vaterland, Sehnsucht nach Romantik.

Die Begeisterung für die Schönheit

Die meisten aktiven Heimatschützler waren und sind Kunstfreunde, aber solche besonderer Art. Sie interessieren sich nicht für die Kunst schlechthin, sondern vor allem für die Architektur. Hier wiederum gilt ihre Zuneigung fast ausschließlich den alten Bauten.

Diese eigenartige Einengung des Interessens ist nur historisch erklärbar; sie ist bedingt durch den merkwürdigen ästhetischen Verfall, der im letzten Jahrhundert in Europa und vor allem in unserem Lande erfolgte.

Ich habe nie zu den früher zahlreichen Fortschrittsgläubigen gehört, die der Ansicht sind, die Geschichte gleiche einer Leiter, und wir säßen auf der obersten Sprosse. Ich lehne aber auch den Kultur-Pessimismus, wie er seit Spenglers «Untergang des Abendlandes» aufgekommen ist, ab. Manches ist schlechter, manches aber auch besser geworden. Sicher aber hat sich das durchschnittliche ästhetische Niveau eindeutig gesenkt.

Vor etwa 120 Jahren trat – nicht über Nacht, aber immerhin im Verlaufe einer Generation – eine ästhetische Entartung ein. Diese erfaßte das ganze Leben, abgesehen von der Kunst im eigentlichen Sinne, also der Musik, Dichtung, Malerei und Bildhauerei.

Von diesem Stilverfall leben die Antiquare. Ihre Buffets, Truhen, Kästen aus früheren Epochen finden nicht vor allem deshalb Käufer, weil sie alt, sondern weil sie schön sind, schöner als das, was man heute macht.

Der eingetretene Stilverfall ging so weit, daß die Gleichung möglich wurde: *Neu = häßlich; alt = schön.* Wir bezeichnen heute allgemein eine Ortschaft als unverdorben, wenn in den letzten 120 Jahren keine Neubauten erstellt wurden.

So hätte im Jahre 1700 niemand gesprochen. «Ein wunderschönes Städtchen», hätte sich damals ein Kunstfreund geäußert, «es wurde in den letzten Jahrzehnten soviel gebaut, daß die gotischen Häuser fast ganz verschwunden sind, man sieht nur noch Renaissance-Bauten.»

In Märchen liest man manchmal, wie ein Mensch in einen Frosch verwandelt wird und nachher die ganze Welt aus der Frosch-Perspektive betrachtet. Eine solche Verzauberung ging Mitte des letzten Jahrhunderts vor sich. Verzauberung ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es ist nicht so, daß die Menschen die Fähigkeiten zum künstlerischen Gestalten oder Urteilen verloren hätten. Diese sind immer noch da; was verloren ging, ist das Interesse, das sich fast ausschließlich wirtschaftlichen und sozialen Fragen zuwendete. Es trat immer mehr eine Verzweckung des Lebens ein, die das Verständnis für die Welt der Schönheit – die zwar sinnvoll, aber zwecklos ist – abwertete. Man ist stolz auf breite Straßen und Großraumwagen, nicht auf schöne Rathäuser und Brunnen. Man ist stolz auf den hohen Lebensstandard und – sicher mit Recht – auf die sozialen Einrichtungen, vielleicht auch noch auf den hohen Stand der Schulbildung. Die Schönheit aber in allen ihren Äußerungen steht tief im Kurs.

Mit der Zeit ist es sogar soweit gekommen, daß sich ein eigentlicher ästhetischer Nihilismus ausgebreitet hat, wie er etwa in dem oft zitierten Spruch «De gustibus non disputandum est» zum Ausdruck kommt, der bestreitet, daß es in Geschmacksfragen überhaupt einen objektiven Maßstab gebe.

Ja, das Wort Schönheit ist geradezu anrüchig geworden. Nicht nur viele moderne Architekten, auch zahlreiche heutige Maler sind beleidigt, wenn man etwas, das sie geschaffen haben, als «schön» bezeichnet. Man muß sagen «interessant», «gerissen», «gekonnt», aber nicht «schön».

Ich habe jedoch den Eindruck, daß der Tiefpunkt überschritten und seit einiger Zeit eine Wende zum Bessern eingetreten sei. Bereits ist wieder ein Kunsthandwerk im Aufblühen, an dessen Schöpfungen man Freude haben kann. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß eine Generation heranwächst, die der entthronten Göttin der Schönheit wieder jenen Platz im kulturellen Leben einräumen wird, den sie früher einnahm.

Es gab allerdings von jeher Zeitgenossen, die nicht mit dem Strom schwammen, die auch während der Epochen der ärgsten Verblendung

klar sahen. Ein solcher war unser viel zu wenig bekannte Dichter Heinrich Leuthold.

In seiner Ode an den Zürichsee heißt es:

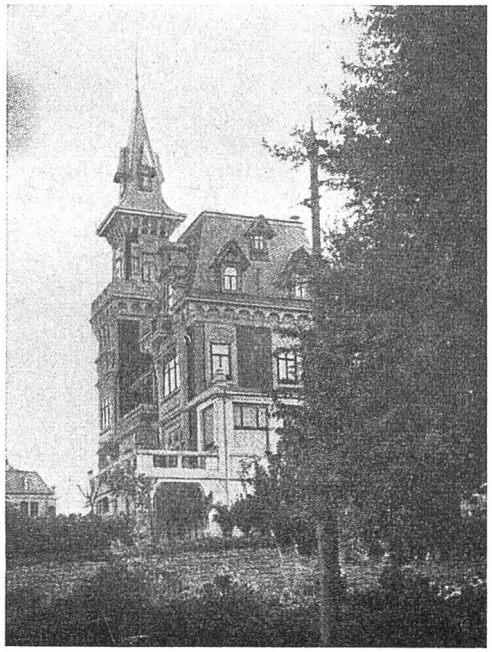
Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut mich
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höhn! [an,]
Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ew'gen Alpen!

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Gött-
In Kunst und Leben abgewendet, [lichen]
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

Dieser Protest wurde im Jahre 1872 geschrieben.

Aus der gleichen Protest-Haltung heraus wurde am Anfang dieses Jahrhunderts der Heimatschutz ins Leben gerufen. Seinen Gründern ging es in erster Linie um die Schönheit. Schön aber war das Alte, und dieses mußte deshalb erhalten werden.



Villa in Zürich aus dem Jahre 1906. Auf diesem tiefen Stand war die Architektur gesunken, als der Heimatschutz gegründet wurde.

Der große Irrtum

Soweit sich der Heimatschutz darauf beschränkte, die unnötige Zerstörung schöner alter Bauten und Kunstdenkmäler zu verhindern, war die Sachlage einfach. Schwierigkeiten traten aber dann ein, wenn es galt, zu neuen Bauten Stellung zu nehmen. Hier machten viele der damaligen Heimatschützler einen begreiflichen, aber gefährlichen Fehlschluß. Weil das Alte schöner war als das Neue, glaubten sie, um schön zu bauen, genüge es, altertümlich zu bauen. Das war ein Irrtum.

Abgesehen davon, daß andere Materialien andere Konstruktionen bedingen, braucht jede Zeit ihren eigenen Stil. So wie jeder Mensch sein eigenes Leben leben muß, muß sich jede Epoche auf eigene Art ausdrücken. Alles andere führt zur Unehrlichkeit, ja es ist überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit.

Sogar eine gute Kopie trägt den Stempel der Zeit, in der sie gemacht wurde. Für die Zeitgenossen ist das nicht so leicht zu erkennen, aber einige Jahrzehnte später kann man zum Beispiel bei einem Louis XV-Stilmöbel ohne Schwierigkeiten feststellen, ob die Kopie 1890 oder 1920 angefertigt wurde.

Das handgemalte blaue Meissner Zwiebelmuster wurde seit seiner Entstehung unverändert fabriziert, bis auf den heutigen Tag. Trotzdem Dessin und Technik die gleichen blieben, sieht man einem solchen Teller auch bei mäßiger Kennerschaft ohne weiteres an, ob er 1800 oder 1900 gemacht wurde, oder ob es sich gar um ein zeitgenössisches Produkt handelt, denn auch heute noch wird am Herstellungsort, der in der Ostzone Deutschlands liegt, das genau gleiche Service für den Export hergestellt. Es ist gleich und doch nicht gleich.

Ein guter Louis XV-Stuhl ist eine Augenweide; aber weil wir nicht Menschen des achtzehnten Jahrhunderts sind, geht es nicht an, Möbel jener Zeit zu kopieren.

Das gleiche gilt natürlich auch für Bauten. Genau so, wie ein Regionalstil in einer andern Gegend unecht wirkt, wie z. B. ein Bergbauernchalet nicht ins Flachland paßt, so paßt ein neues Haus im Stile des 18. Jahrhunderts nicht ins 20. Jahrhundert. Das aber glaubten manche der ersten Heimatschützler, und dieses Mißverständnis hatte schlimme Folgen.

Viele unserer häßlichsten Bauten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurden unter dem Einfluß eines mißverstandenen Heimatschut-

zes geschaffen. Vor allem durch das Anbringen riesiger, unruhiger, unmotivierter Dächer glaubte man, das Wesentliche einer früheren Bauweise gerettet zu haben. Noch schlimmer waren Villen im Stile kleiner Ritterburgen oder Transformatorengebäude, die Kapellen vortäuschten.

Diese falsche Richtung lebte nach der Landesausstellung nochmals auf im sogenannten Heimatstil, der ursprünglich etwas Richtiges wollte, aber rasch entartete und dazu führte, daß altertümliche Walliser Gaststuben und Bergbauernmöbel in städtische Verhältnisse verpflanzt wurden. Was an einer Ausstellung einen Sinn hat, wird verlogen, wenn man es ins alltägliche Leben übernimmt.

Auch heute noch versuchen manche Architekten, das verlorene Paradies dadurch herbei zu zaubern, indem sie an modernen Häusern einige dekorative Elemente anbringen, die unter ganz andern Umständen entstanden sind. Dazu gehören zum Beispiel die gegenwärtig sehr beliebten geschmiedeten Eisengitter vor dem Küchenfenster. Diese Gitter erfüllten in dem unruhigen Kanton Graubünden seinerzeit zweifellos eine Aufgabe. Sie dienten, wie die massiven, mit großen Riegeln versehenen Haustüren, als Schutz gegen Eindringlinge. Gleichzeitig wurden sie, wie das die Alten oft machten, so gestaltet, daß sie nicht nur ihrem Zweck dienten, sondern auch eine Augenweide bildeten. Ein solches Detail aber an ein modernes, städtisches Einfamilienhaus zu verpflanzen, ist eine Spielerei.

Es verhält sich mit diesen Gittern ähnlich wie mit den Butzenscheiben, die vor dem Ersten Weltkrieg bei mißleiteten Heimatschutzfreunden sehr beliebt waren. Dabei ist es selbstverständlich, daß diese Art der Verglasung ursprünglich nicht deshalb verwendet wurde, weil man sie für besonders dekorativ hielt, sondern ganz einfach, weil man große, klare Glasscheiben noch nicht herstellen konnte.

Gewiß hat ein traditionsgebundenes Bauen immer seine Berechtigung. So wie es konservative und revolutionäre Menschen braucht, muß es immer Architekten geben, die kühne, neue Lösungen erstreben und andere, die behutsam auf der Vergangenheit aufbauen. Aber auch diese letztere Gruppe darf sich nicht damit begnügen, einfach zu kopieren. Sie muß die traditionellen Elemente verarbeiten und weiter entwickeln, damit das Ganze der Gegenwart entspricht. So wie selbst ein durchaus unrevolutionärer Maler wie Albert Anker anders malen würde, wenn er heute lebte, muß ein konservativer, heutiger Architekt aus der gleichen Baugesinnung heraus, wie sie seine bewunderten Vorbilder früherer Jahrhunderte hatten, etwas Neues und Zeitgemäßes schaffen.

Es liegt nicht am Flachdach

Daß das Alte meistens schön ist, darüber war und ist man sich im Heimatschutz einig. Wie weit aber eine moderne Lösung schön sei, darüber war und ist es schwierig, sich zu verständigen. Leider waren es sehr oft die Anhänger des Heimatschutzes, die sich gu-

---

Schweizerische Anekdote

Es war an einem Samstagnachmittag des Oktobers 1925. Die 1. Kompagnie der IRS VI/5 stand in den holprigen Gängen der Kaserne in Zürich bereit, um sich zum Hauptverlesen auf den Platz hinunter zu verfügen. An die Kantonnemente wurde die letzte Hand gelegt. Der große Urlaub stand bevor. Wir sollten bis am Montagabend 22 Uhr frei sein.

Plötzlich kam Kpl. M., der die Aufsicht über die «Zimmertour» führte, fast atemlos, in sichtlicher Entrüstung auf mich zu und herrschte mich an, wo meine Zahnbürste sei. Sie fehle im Glas auf der Planke. Meine Antwort lautete, daß ich die Zähne auch am Sonntag und Montag zu reinigen gedenke. Kpl. M. wurde einen Augenblick unsicher. Dann aber gewann er sein seelisches Gleichgewicht zurück. Was mir eigentlich einfalle, grollte er. Da 19 Zahnbürsten schön einheitlich im Glase standen, hatte ich auch die meinige zurückzutragen. Da mußte ich lachen. Aber, um meinen Urlaub nicht zu gefährden, nur still vor mich hin.

ten neuen Lösungen gegenüber grundsätzlich feindlich eingestellt zeigten.

Es ist wahr, der Jugendstil äußerte sich in unserem Lande hauptsächlich in einer kommerzialisierten und degenerierten Form. Ursprünglich handelte es sich aber um einen durchaus ernsthaften Versuch, den Historizismus zu überwinden und eine zeitnahe, echte Baukunst zu schaffen. Der Heimatschutz hat auch diese guten Bestrebungen seinerzeit nicht unterstützt.

Auch dem «neuen bauen» der ersten Nachkriegszeit stand er ablehnend gegenüber, obschon diese Bewegung trotz ihrer fragwürdigen Proklamierung des Hauses als Wohnmaschine unbestreitbare Verdienste hat. Es gab auch dort gute und schlechte Architekten.

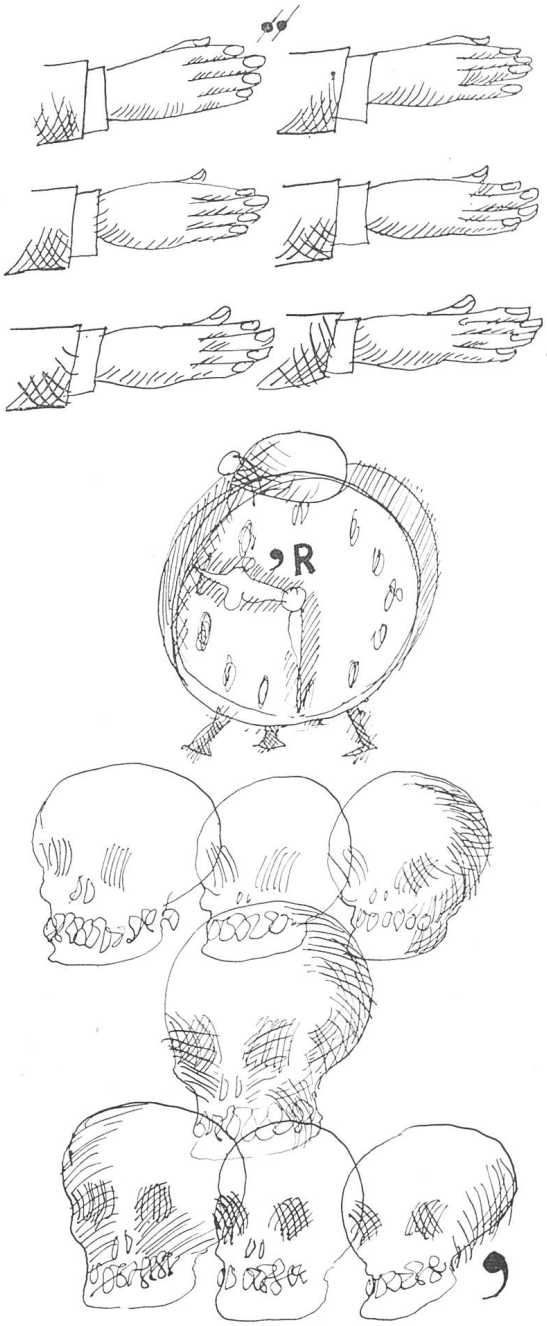
Es gab auch gute und schlechte Flachdachbauten. Gerade das Flachdach aber wirkte auf viele Heimatschützler wie ein rotes Tuch und wurde unbesehen abgelehnt.

Ebenso stoßen die heutigen Versuche, eine zeitgemäße Architektur zu schaffen, bei vielen Heimatschützlern – wenn auch nicht bei den maßgebenden – auf Ablehnung oder zum mindesten Gleichgültigkeit. Es zeigt sich hier eine ähnliche Erscheinung wie auf dem Gebiete des Tanzes. Auch dort sind die Freunde der alten Volksmusik und des Volkstanzes unbegreiflicherweise die erbittertsten Feinde des Jazz und der modernen Tänze.

Der Grundsatz, jede Zeit müsse ihren eigenen Baustil haben, wird aber dann oft fragwürdig, wenn zwei Epochen räumlich zusammentreffen. In diesem Fall ist eine Anpassung des Neuen an das Alte häufig nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Es geht beim Heimatschutz nicht nur darum, einzelne Objekte zu schützen, sondern oft um ganze Plätze, Dorfstraßen, ein Ortsbild. Ein einziger moderner Bau, ja ein einziges übermäßig großes Schaufenster können aber eine ganze Altstadtgasse zugrunde richten. Deshalb ist hier ein Kompromiß nötig. Und dieser muß häufig darin bestehen, daß der neue Bau zwar im Innern modern ausgestattet, nach außen aber im Stile der Nachbarhäuser gebaut wird. Es ist wahr, diese Lösung ist nicht konsequent. Eine altertümliche Fassade wird wie eine Attrappe an das moderne Gebäude angeklebt. Das ist nicht logisch, nicht folgerichtig. Aber folgerichtige Lösungen sind in Anbetracht der Vielfalt des Lebens nun einmal nicht überall am Platz. Das Leben ist eine Rechnung, die nicht aufgeht.

Schweizerdeutsches Bilderrätsel (6)

VON K. WEGMANN



Goldene Regel für den Anfänger

Auch bei Gegenständen, die haufenweise in Erscheinung treten, füge man das Zahlwort bei.

Auflösung Seite 70

Das Interesse an der Tradition

Neben der Anerkennung der Schönheit als eine der Grundlagen jeder vollen Kultur ist das zweite Motiv, das viele zum Heimatschutz führt, die Zuneigung zum geschichtlich Gewordenen. Es gibt Heimatschützler, und sie sind zahlreicher als man denkt, deren Interessen nicht vorwiegend ästhetisch, sondern historisch gerichtet sind. Diesen gefällt das Alte, nicht weil es schön, sondern weil es alt ist. Ihr Interesse für künstlerische Werte ist beschränkt, ja ihr Geschmack oft fragwürdig und unsicher. Solche vorwiegend historisch gerichtete Menschen, ohne eigentliches künstlerisches Verständnis, findet man häufiger als man glaubt auch unter den Kunsthistorikern, obschon der gute Kunsthistoriker – wie der ideale Heimatschützler – künstlerische und geschichtliche Interessen vereinigt.

Auch diese, vor allem auf die Pflege der Vergangenheit gerichtete Tätigkeit hat ihre Berechtigung. Die Existenz Europas und vor allem der Schweiz ist eine historische Existenz. «Die Schweiz ist nicht rekonstruierbar» hat Peter Meyer einmal gesagt.

Darin liegt wohl der große Unterschied zu Amerika. Die Tradition spielt dort eine viel kleinere Rolle, ja ihre Pflege wird bewußt abgelehnt, weil man glaubt, die Kraft der schöpferischen Neugestaltung würde durch das ständige Rückwärtsblicken gehindert werden.

Daran ist sicher viel Richtiges. Die Überlieferung wirkt sehr oft als Fessel, und es ist deshalb nicht ganz unbegreiflich, wenn einmal eine Gruppe französischer Avantgardisten eine Rundfrage erließ: «Faut-il brûler le Louvre?»

Aber ob wir wollen oder nicht, wir Europäer sind der Vergangenheit verhaftet. Unser Land mit allen seinen Fehlern, aber auch mit allen seinen Vorzügen kann nur aus der Geschichte verstanden werden.

«Wir Toten, wir Toten, sind größere Heere, als Ihr auf dem Lande, als Ihr auf dem Meere.»

Die Väter haben die Eidgenossenschaft gegründet und durch die Fährnisse der Jahrhunderte erhalten. Sie sind tot und doch noch da. Wir sind nur Ringe in der Kette der Generationen.

Die Kelten-Ausstellung, die jetzt in Schaffhausen zu sehen ist, macht uns wieder einmal klar, wie tief unsere Wurzeln ins Erdreich der Geschichte reichen. Was dort gezeigt wird, ist für uns nicht einfach interessant wie etwa eine Ausstellung ägyptischer oder etruskischer oder altmexikanischer Kunst. Irgendwie ist uns diese untergegangene Welt der keltischen Kultur vertraut. Ihre Symbole und ihr Lebensgefühl sind in den tieferen Schichten unseres Wesens eingeschlossen. Keltisches Wesen ist auch in unserer Muttersprache enthalten, nicht nur viele Wörter – Nidel, Ziger, Senn usw. – auch grammatikalische Eigentümlichkeiten gehen auf das Keltische zurück, wahrscheinlich auch unsere Sprachmelodie.

Nein, die Vergangenheit ist für uns nicht vergangen. Verleugnen wir sie, so geben wir uns selbst auf. Die Bauten aber sind die deutlichsten Erscheinungsformen des Gewesenen. Erst sie geben unserem geschichtlichen Wissen Kraft und Anschaulichkeit. Man stelle sich einmal vor, in Beromünster, Murten, Regensberg, oder in Bern, Basel, Fribourg, Solothurn, Schaffhausen würden alle alten Kirchen und Häuser verschwinden. Alle diese Orte würden eindeutig abgewertet.

Damit hängt das dritte Motiv zusammen, das in unserem Lande viele Heimat- und Naturschutzfreunde beseelt.

Die Liebe zum Vaterland

Unsere Heimat ist für uns nicht der zufällige Schauplatz der Geschichte unseres Staates. Die geographische Beschaffenheit, die Natur, haben dabei eine entscheidende Rolle gespielt oder zum mindesten im Verlaufe der Jahrhunderte eine entscheidende Bedeutung erhalten. Was für die Juden Palästina, ist für die Eidgenossen die Schweiz. Die Alpen sind für uns nicht einfach ein interessantes oder schönes geographisches Phänomen, sie haben eine mystische Bedeutung, Symbolcharakter. Ex alpibus salus patriae.

Der Naturschutz ist deshalb bei uns nicht wie anderswo, und wie es eigentlich seinem Wesen entsprechen würde, eine vollkommen unpolitische Bewegung. Er bezieht einen Teil seiner Kraft aus der Liebe zu unserem Vaterland. Es geht ihm nicht einfach um Schutz der Pflanzen- und Tierwelt und der Landschaft,

Foto: R. Laube
Novemberabend
(Blick gegen das
Limmatquai in Zürich)

sondern um die Erhaltung von Weihestätten. Damit erklärt sich auch die Leidenschaft, mit welcher die Naturschützler oft ihre Forderungen vertreten. Auch viele Mitglieder des Alpenklubs sind nicht schlechthin Bergfreunde, ihre Begeisterung für die Berge hat einen vaterländischen Einschlag.

Aber auch unsere Altstädte haben irgendwie einen geweihten Charakter. Sie, wie auch einzelne Kunstdenkmäler, empfinden wir als höchsten Ausdruck unseres Wesens. Ihre Erhaltung ist deshalb nicht nur aus ästhetischen oder historischen, sondern aus vaterländischen Gründen notwendig. Sie ist ein Gebot der geistigen Landesverteidigung.

Das Wort geistige Landesverteidigung kam während des Nationalsozialismus auf, es bezeichnet aber etwas, das so alt ist wie die Schweiz. Man erkannte aber zu Beginn der dreißiger Jahre wieder einmal besonders deutlich, daß die Eidgenossenschaft ihre außenpolitische Freiheit nur dann bewahren kann, wenn sie sich geistig nicht aushöhlen läßt, wenn sie ihre Eigenart behält. Anfänglich suchte man die gefährlichen ausländischen Ideologien mit Verboten zu bekämpfen. Es zeigte sich rasch, daß das zu nichts führt. Genau so, wie der Schundliteratur nicht in erster Linie mit Zensur- und Polizei-Maßnahmen beizukommen ist, sondern nur durch die Förderung der guten Literatur, so verhält es sich auf allen Gebieten. Geistige Landesverteidigung ist deshalb im wesentlichen das gleiche wie Kulturpolitik.

Der Nationalsozialismus ist tot. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, unsere Eigenart sei deshalb heute weniger bedroht. Das Gegenteil ist der Fall. Die gefährlichen Zeiten waren für die Erhaltung unseres Wesens immer die ungefährlichen, und die scheinbar ungefährlichen die gefährlichen. Die 300 000 Fremdarbeiter, die in unserem Lande sind, und die Million Touristen, die sich bei uns vorübergehend aufhalten, machen die Überfremdung bereits heute wieder zu einem großen Problem, das umso aktueller wird, je mehr der Zusammenschluß Europas Gestalt annimmt. Weil aber unsere Eigenständigkeit bedroht ist, ist die Erhaltung der sichtbaren Zeugen schweizerischen Wesens auch aus politischen Gründen so wichtig wie je.

Und nun die letzte Quelle, aus welcher der Heimatschutz gespiesen wird.

Die Sehnsucht nach Romantik

Man hat heute fast Hemmungen, das Wort Romantik auszusprechen. Zu unrecht. Die Sehnsucht nach Romantik ist ein Urbestandteil der menschlichen Seele. Sie ist heute im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht besonders stark. Das hängt mit dem Siegeszug der Technik zusammen. Die Technik schaltet die ganze Welt gleich; Tankstellen, Autobusse, Silos sehen in der Schweiz, in Italien oder in Amerika gleich aus. Die überbordende Technik nimmt den Menschen immer mehr in Beschlag. Sie macht ihn zum Objekt und führt – wenn man nicht Widerstand leistet – zu einer Entseelung des Lebens und zur Vermassung.

Aus diesen Gründen braucht der moderne Mensch ein Gegengewicht. Er braucht unberührte Landschaften als Oasen, als Aussparungen im heutigen verzweckten Leben.

Aber nicht nur die unberührte Natur, nicht nur die Seen, auch unsere Altstädte sind solche Oasen und deshalb ähnliche Kraftquellen des Lebensgefühles. Wenn wir durch eine unserer Altstädte spazieren, empfinden wir ähnlich wie bei einem Gang durch die unberührte Natur oder beim Schwimmen im See. Wir fühlen uns auf eigentümliche Art erhoben. Wir werden regeneriert, integriert, unser Lebensgefühl wird gesteigert. Diese vortechnische Welt hat das Gleichgewicht wieder hergestellt, uns etwas gegeben, was wir in der modernen Zivilisation vermissen.

Selbstverständlich, auch die Kunst bietet uns eine ähnliche seelische Stärkung. Nicht alle aber finden zu ihr den Zugang, während die unverzweckte Natur und die Atmosphäre alter Bauten in ihrer Wirkung allgemeiner sind.

Es ist interessant, daß es gerade die Touristen sind, welche diese Romantik suchen, vor allem die Amerikaner. Sie kommen nach Europa und in die Schweiz, weil ihnen eine oft nicht immer ganz wahrhaftige Verkehrspropaganda vorgespiegelt hat, hier würden sie eine vortechnische Kultur finden, ein Idyll. Sie finden

Foto: Paul Senn †
Wahlsonntag im Wallis

VEXIERBILD
aus dem 19. Jahrhundert

Wo ist der Gemahl der Japanerin?

dieses Idyll, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten. Es ist aber tragisch, daß die Fremden das, was sie suchen, gleichzeitig zerstören. Sie gleichen einem Menschen, der einen Wettlauf mit dem eigenen Schaffen macht. Sie suchen unberührte Natur und bewirken gleichzeitig, daß überall Luftseilbahnen gebaut werden. Sie bekunden großes Interesse für unsere Spezialitäten-Menus und tragen gleichzeitig dazu bei, daß sich immer mehr eine internationale Feld-, Wald- und Wiesenküche ausbreitet. Sie haben Sehnsucht nach einem ruhigen Dorf und sind gleichzeitig daran schuld, daß dort eine Bar oder ein Nachtlokal eröffnet wird. Sie wollen sich an unserer Folklore ergötzen und sind dadurch, daß solche Veranstaltungen für sie inszeniert werden, die Totengräber unserer Bräuche.

Der Tourismus hat viel zu unserem hohen Lebensstandard und zur Verbesserung unserer Ertragsbilanz beigetragen, aber dieser Gewinn wurde teuer erkauft.

Die wichtigste Aufgabe

Der Idee nach würde der Heimatschutz das ganze Leben umfassen, sich nicht nur mit den alten und neuen Bauten beschäftigen, sondern auch mit der Verkehrs-, Regional- und Landesplanung, ja er müßte sogar das ganze Volkstum in allen seinen Äußerungen unter seine Fittiche nehmen. Das würde bestimmt zu weit führen. «Qui trop embrasse, mal étreint.» Es ist deshalb zweifellos richtig, wenn er die Betreuung solcher Sonderaufgaben andern Organisationen überläßt, dem Naturschutz, der Trachtenbewegung, der Singbewegung, der Volkstheater-Vereinigung usw. Dann kann man sich besser der wichtigsten Aufgabe widmen. Diese ist und bleibt die Erhaltung schöner, alter Bauten und Kunstdenkmäler.

Was in der Zeit, bevor der Heimatschutz seinen Kampf aufnahm, in dieser Beziehung gesündigt wurde, ist schlechterdings unvorstellbar. Ohne jede Notwendigkeit wurden während des Fortschrittstaumels des 19. Jahrhunderts Hunderte und Hunderte der schönsten Bauwerke abgerissen. Damals, 1864, als Ratzeburg Großstadt werden wollte, wurde in Bern das schönste Stadttor, der Christoffelturm, durch das man vom Bahnhof in die Altstadt eintrat, abgebrochen, in Solothurn die gewaltige Turmschanze. Daß es nicht zu einer Bahn aufs Matterhorn kam, konnte man nur mit Mühe verhindern.

Wagenladungsweise gingen zu Schleuderpreisen herrliche Kunstschätze ins Ausland, Glasscheiben, alte Öfen, Zinn- und Silbergeschirr. Ein klassisches Beispiel ist der Verkauf des herrlichen geschnitzten Chorgestühls von Sankt Urban durch die Luzerner Regierung im Jahre 1853. In diesem Fall gelang es allerdings der Gottfried-Keller-Stiftung 1911 die verschacherten Kunstwerke – natürlich zu einem viel höhern Preise – aus dem Ausland zurückzukaufen.

Anderes ist dauernd verloren und kann höchstens von den unvernünftigen Schweizern in ausländischen Museen gegen Eintrittsgebühr besichtigt werden. Das Prunkstück des Musée de Cluny in Paris besteht bekanntlich aus einer goldenen Altartafel aus dem Jahre 1019 aus dem Basler Münsterschatz. Das einzigartige Kunstwerk wurde 1836, nach der Teilung von Baselland und Baselstadt für 9000 Franken verschleudert.

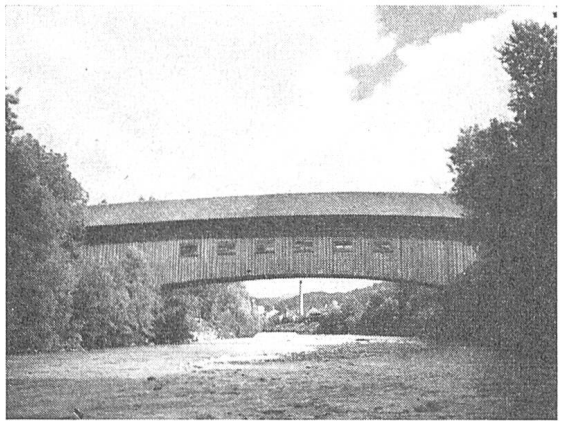
Vor allem nach der Aufhebung der Klöster

wurde in einer Art und Weise gewütet, die uns heute noch mit tiefer Beschämung erfüllt.

Daß immer noch verhältnismäßig viel Kunstgut da ist, erklärt sich nur aus der phantastischen Überfülle. Im Gegensatz zu einer oft gelesenen Behauptung waren die Schweizer nie ein «amusisches Völklein». Da wir keine Hauptstadt hatten, waren zwar vielleicht weniger Spitzenleistungen vorhanden als in einzelnen unserer Nachbarländer, dafür gab es aber kaum ein Dorf, wo man nicht künstlerisch wertvolle Bauten und Erzeugnisse eines hohen Kunsthandwerkes antraf. Lange Friedenszeiten bewahrten diese Kulturgüter vor Zerstörung, bis sie dann zum großen Teil der Unvernunft zum Opfer fielen.

Nötiger als je

Ohne den Heimatschutz wäre noch viel mehr verloren gegangen. Es ist gar nicht auszudenken, was der Heimatschutz direkt und indirekt alles gerettet hat.



Die gedeckte Holzbrücke von Hasle-Rüegsau im Emmental hatte mit 58 m die größte Holzbogenspannung von ganz Europa. Sie wurde erst kürzlich abgebrochen und durch eine nichtssagende Eisenbeton-Konstruktion ersetzt. Photo W. Zeller

Immer und immer noch aber gehen bei uns massenhaft künstlerische Werte zugrunde. Immer noch verfallen in den Kellern abgelegener Dörfer herrliche Möbel, immer noch wird unser nationales Erbe infolge des Fehlens von Schutzbestimungen ins Ausland verschachert, immer noch verfallen auch in der Hochkonjunktur reizende Kapellen mangels richtigen Unterhaltes. Immer noch fallen in unseren Städten herrliche Bürgerhäuser unnötigerweise der Spekulation zum Opfer. Immer noch werden durch Straßenverbreiterungen Ortschaften ruiniert, die ohne Schwierigkeiten hätten umfahren werden können.

Die Hochkonjunktur hat diese Verhältnisse leider nicht gebessert, sondern teilweise sogar verschlechtert. In allen Kantonen werden seit vielen Jahren viele wichtige Renovationen alter Bauten zurückgestellt, weil man sich diese Bauaufgaben für Zeiten der Arbeitslosigkeit reservieren will. So ist die merkwürdige Lage eingetreten, daß man vieles verfallen läßt, nicht weil es uns schlecht, sondern weil es uns gut geht.

Selbstverständlich kann unser Land kein Museum werden. Natur- und Heimatschutz sind nicht die einzigen Gesichtspunkte, von denen aus jede Veränderung betrachtet werden muß. Ihnen stehen andere öffentliche Interessen gegenüber, die oft ebenso berechtigt sind, zum Beispiel das Bedürfnis nach dem Ausbau der Wasserkräfte, dem Ausbau von Automobilstraßen usw.

Aber auch über die anders gerichteten Interessen einzelner Privater darf man sich nicht einfach hinwegsetzen. Das Privateigentum ist eine der Grundlagen unserer Kultur, und es geht selbstverständlich nicht, wie es einzelne Fanatiker verlangen, daß man sich im Namen des Natur- und Heimatschutzes über die Rechte der Privaten einfach hinwegsetzt. Natürlich kann ein Diktator oder ein absoluter Monarch großzügige bauliche Lösungen zustandebringen, die bei uns scheitern, weil man nicht einfach expropriieren und diktieren kann, wie es einem gefällt, aber das läßt sich nicht ändern – das ist ein Preis, den man für die Rechtssicherheit in der Demokratie bezahlen muß. Man könnte aber schon zufrieden sein, wenn es gelingen würde, wenigstens den sinnlosen und unnötigen Zerstörungen von Bauten Einhalt zu gebieten.

Der Heimatschutz ist heute so nötig wie vor 50 Jahren. Wäre eine solche Vereinigung nicht bereits da, so müßte sie sofort gegründet werden.

Die eigentlichen Feinde des Heimatschutzes sind nicht die weltanschaulichen Gegner – die veralteten Fortschrittsgläubigen oder die überbordenden Techniker – mit diesen kann man sich auseinandersetzen und oft sogar verständigen. Die eigentliche Feindin des Heimatschutzes ist die gleiche, wie bei jeder kulturellen Bewegung: die stumpfe Gleichgültigkeit.